

Patrick Spät (Hg.) (2008): Zur Zukunft der Philosophie des Geistes.

Paderborn: mentis Verlag. 261 Seiten EUR 34,80 ISBN: 978-3-89785-611-0

Kaum eine andere Wissenschaft kann sich in der Gegenwart eines so großen Interesses erfreuen wie die Hirnforschung. In den letzten Jahren werden wir mit einer Fülle von Neuererscheinungen konfrontiert, die sich mit der Hirnforschung und den Folgen auseinandersetzen. Neben den Chancen, die sich aus dem Interesse an der Hirnforschung und ihrer Popularität ergeben, sind damit aber auch verschiedene Probleme verknüpft. Im Falle von Publikationen stellt sich zudem die Frage, ob und in welchem Maße es sinnvoll ist, etwas erst Vorläufiges, noch nicht hinreichend Erforschtes und Ausgereiftes immer schon zu veröffentlichen. Aber offensichtlich gibt es einen Veröffentlichungsdruck, unter denen auch die Nachbarwissenschaften geraten. Welche Rolle, welche Aufgabe kommt in diesem Zusammenhang der Philosophie zu?

Der von Patrick Spät herausgegebene Aufsatzband: „Zur Zukunft der Philosophie des Geistes“ gibt einen interessanten Einblick in die Problemfelder, die sich für die Philosophie (des Geistes) ergeben aufgrund der wachsenden empirischen Möglichkeiten, mentale Akte zu erforschen und neurobiologischen Entitäten zuzuordnen. Das Buch enthält zwölf Aufsätze, die „*ein[en] kleine[n] Querschnitt durch die Philosophie des Geistes*“ (S. 19) geben sollen und die ich thematisch wie folgt ordnen möchte:

Einige Aufsätze (M. Esfeld, S. Walter, T. Schlicht, F. Hofmann) behandeln zentrale philosophische Fragen: mentale Verursachung, Intentionalität, Willensfreiheit. Andere Beiträge (A. Newen & K. Vogeley, W. Lenzen, P. Spät, D. Cohnitz, K. Mainzer) beschäftigen sich mit paradigmatischen und methodischen Fragen, mit denen sich die Philosophie des Geistes konfrontiert sieht. Eine letzte Gruppe von Aufsätzen (Th. Metzinger, W. Prinz, A. Beckermann) setzt sich mit den Schwierigkeiten und Möglichkeiten eines interdisziplinären Dialogs resp. einer Kooperation von Philosophie und Neurobiologie auseinander.

Ich möchte in der Besprechung mit den Beiträgen beginnen, die nach meiner Einschätzung inhaltlich oder methodisch die deutlichsten, vielleicht auch die eigenwilligsten Akzente setzen. Der Herausgeber des Buches, Patrick Spät, hat es sich in seinem eigenen Beitrag („*Der Panpsychismus: Eine Zukunft für mentale Ereignisse?*“) zur Aufgabe gemacht, den Panpsychismus gegenüber dem vorherrschenden Physikalismus zu stärken. Dies ist, wie er selber sieht, ein gewagter Versuch angesichts des Umstandes, dass in weiten Kreisen der Philosophie des Geistes der Naturalismus (resp. des Physikalismus) die Diskussion bestimmt. Es ist anzuerkennen, dass sich der Autor der Problematik seiner Position bewusst ist; er nimmt sie denn wohl auch eher probeweise unter heuristischen Gesichtspunkten ein. „*Der panpsychistische Ansatz ist unweigerlich spekulativ, so dass sich auch die folgenden Überlegungen als spekulative Gedanken für zukünftige Diskussionen verstehen.*“ (S. 141) Der Panpsychismus, wie ihn Spät entwickelt, sieht sich in der Nähe der Identitätstheorie, die den Physikalismus „*um den Aspekt des Mentalen*“ erweitert. (S. 157). So weit lässt sich folgen. Schwierig aber dann der gedankliche Schritt, dass **alle** physikalischen Ereignisse einen **mentalen Pol** besitzen. Manche Probleme wären durch diese Annahme in der Tat gelöst, etwa die Frage nach dem qualitativen Sprung, den manche GeistesphilosophInnen für das Entstehen von Bewusstsein geltend machen und dessen Annahme unbefriedigend bleibt. Der von Spät vorgestellte Panpsychismus ist aber bereits in seinen Voraussetzungen so wenig tragfähig, dass man sich auch über diesen Gewinn nicht so recht freuen mag.

Wer den Dialog zwischen Philosophie und Neurobiologie verfolgt, stellt fest, dass sich hier besonders **eine** philosophische Methode hervortut: das Gedankenexperiment. Man denke etwa

an Searles chinesisches Zimmer, an das Zombie-Gedankenexperiment oder an die fiktive, berühmt gewordene Neurobiologin Mary, die über alles theoretische Wissen zur Farbwahrnehmung verfügt, selber aber – da in einem schwarz-weißen Raum lebend – noch nie eine Farbwahrnehmung hatte. Daniel Cohnitz denkt über die Methode des Gedankenexperiments dar, speziell über die Möglichkeiten, die diese für die Philosophie des Geistes darstellt – ein lohnender Aufsatz, der zudem geistreich und vergnüglich zu lesen ist.

Interessant für den Dialog zwischen Philosophie und den empirischen Wissenschaften ist der Beitrag von Wolfgang Prinz: „*Philosophie nervt. Eine Polemik.*“ Der Autor, selber Psychologe und Philosoph, weiß offensichtlich, wovon er spricht. Philosophie und empirische Wissenschaften wenden nicht nur unterschiedliche Methoden an (hermeneutische vs. experimentelle), sie stellen auch unterschiedliche Fragen bzw. verfolgen andere Zwecke: Während die empirischen Wissenschaften in der Regel eher pragmatische Zwecke verfolgen, sind die PhilosophInnen vorrangig an begrifflichen oder kategorialen Bestimmungen interessiert.

Schwierig, ja bisweilen verheerend, wird es, wenn beide Wissenschaften behaupten, über denselben Gegenstand zu reden (z.B. über Geist) und darüber keine Einigkeit mehr herstellen können. Deshalb – so die Quintessenz bei Prinz – solle man sich lieber aus dem Weg gehen, andernfalls ‚nervt‘ man sich nur.

Das sieht Ansgar Beckermann anders: er wünscht sich einen Dialog, ja eine Zusammenarbeit der Philosophie mit den empirischen Wissenschaften, wie er in seiner Replik auf Prinz: „*Es bleibt schwierig. Zur Zukunft der Zusammenarbeit von Philosophie des Geistes und empirischen Wissenschaften.*“ hervorhebt. Dessen ungeachtet führt Beckermann im ersten Teil seines Aufsatzes genau das vor, was Prinz just kritisiert hatte: peinlich genaue begriffliche Trennungen aus prinzipiellen Gründen Ja, es nervt manchmal, in der Tat. Vielleicht merkt das auch Beckermann, denn der zweite Teil des Textes ist dann konstruktiv und hilfreich für einen möglichen Dialog.

Welche Aufgabe aber hat die Philosophie des Geistes im interdisziplinären Dialog? Soll sie die empirischen Wissenschaften begleiten, kontrollieren, ethisch beraten? Muss sie auf das öffentliche Bewusstsein Einfluss nehmen, nach Aufklärung und Problembewusstsein trachten? –

Eine philosophisch interessante und strittige Frage. Metzingers Antwort darauf ist eindeutig. In seinem Aufsatz „*Auf der Suche nach einem neuen Bild des Menschen. Die Zukunft des Subjekts und die Rolle der Geisteswissenschaften*“ warnt er davor, dass die Philosophie es versäumen könnte, die möglichen gesellschaftlichen Folgen der Hirnforschung rechtzeitig zu erkennen und entsprechend zu reagieren. Metzinger fürchtet, dass die Entwicklung und die Möglichkeiten der Hirnforschung politisch nicht sorgfältig genug reflektiert und kontrolliert würden. Des Weiteren beklagt er, dass die Geisteswissenschaften nicht mehr in der Lage seien, auf die zentralen anthropologischen Fragen Antworten zu geben, weil sich durch die aktuelle Forschung in den Biowissenschaften das Menschenbild „*dramatisch*“ verändert habe (s. S. 227). Die Geisteswissenschaften, so die Forderung Metzingers, müssten ein Menschenbild entwickeln, „*welches die wissenschaftlichen Fakten in eine auch kulturell verankerbaren Form der Selbsterkenntnis transformieren könnte*“ (S. 227). Metzingers Einschätzung erscheint hier überzogen¹; so **überschätzt** er die Auswirkungen der Biowissenschaften auf das Menschenbild wie auch die Möglichkeiten der Philosophie auf dieses Menschenbild nachhaltig ‚korrigierend‘ Einfluss zu nehmen. Vor allem aber **unterschätzt** er die Fähigkeiten des Einzelnen und der Gesellschaft, die neuen Erkenntnisse aufzunehmen und in das Wissen über uns selbst zu integrieren – auch ohne systematische Unterstützung durch die Philosophie. Dieser Entwicklung sieht Metzinger mit Sorge entgegen:

¹ Möglicherweise ist das auch auf den Umstand zurückzuführen, dass Metzingers Beitrag bereits aus dem Jahre 2000 stammt und die Erstveröffentlichung in einem anderen Kontext erfolgte. (Alle anderen Aufsätze in dem hier besprochenen Buch sind Originalbeiträge.)

„Wer sagt uns in Zukunft, was Geist ist: die Philosophie oder die theoretische Neuroinformatik? [...] Wer besitzt eigentlich die erkenntnistheoretische Autorität über das Mentale: das introspezierende Subjekt oder die Hirnforschung? (S. 233) Metzinger ist davon überzeugt, „dass das arbeitsteilige Verhältnis zwischen Geistes- und Naturwissenschaften [...] nicht nur einfach vorübergehend ins Wanken geraten ist, sondern vor einem fundamentalen Reorganisationsprozess steht.“ (S. 233)

Es ist sicherlich richtig, wenn die Philosophie die Bedingungen der gesellschaftlichen Veränderungen reflektiert und in ihr Wissen mit aufnimmt; dies gilt auch für die Erkenntnisse und Möglichkeiten, die die empirischen Wissenschaften zur Verfügung stellen. Es entspräche aber ganz und gar nicht philosophischem Selbstverständnis und philosophischer Selbstgewissheit sich die Gegenstände durch gesellschaftliche Zwänge oder gar den ‚Zeitgeist‘ diktieren zu lassen. Metzinger gerät hier unversehens in einen performativen Widerspruch, indem er gerade das tut (nämlich sich dem Druck beugen), was er zu verhindern wünscht.

Anders als der Aufsatz von Metzinger, der vor allem mögliche praktische Konsequenzen thematisiert, versuchen die Beiträge von Esfeld, Walter, Schlicht und Hofmann die Ergebnisse der Hirnforschung für traditionelle Fragestellungen der Philosophie nutzbar zu machen. Sven Walter zeigt die Grenzen des derzeit vorherrschenden Physikalismus auf und prognostiziert einen Paradigmenwechsel in der Philosophie des Geistes. Insbesondere fordert er eine gründliche und differenzierte Auseinandersetzung mit alternativen Lösungsansätzen:

„Die alternativen Ansätze [...] mögen sich letztlich als ebenso unbefriedigend erweisen wie der klassische Physikalismus, aber um das herauszufinden, müssen wir ihnen eine faire philosophische Chance geben. [...] Wenn die bisherigen, von Vorurteil und Ignoranz geprägten Grabenkämpfe in der Debatte um mentale Verursachung von einem fruchtbaren Dialog abgelöst würden, der Positionsgrenzen überschreitet, wenn endlich wieder aktiv Philosophie getrieben würde, statt philosophischen Dogmatiken anzuhängen, dann wäre das mit Sicherheit die erfreulichste Entwicklung seit langem.“ (S. 56)

Tobias Schlicht zeigt die Schwierigkeiten und Grenzen des Naturalismus auf am Beispiel des Begriffs der Intentionalität; dieser Begriff gilt spätestens seit Brentano als zentrales mentales Merkmal. Der Begriff Intentionalität ist aber auch einer der Zankäpfel in der Diskussion zwischen Biowissenschaften und Philosophie; eine Naturalisierung der Intentionalität ist bislang mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Denn es ist bis heute nicht überzeugend gelungen, zu erklären, wie aus rein biologischen Prozessen Mentales entstehen kann. Schlicht stellt in seinem Aufsatz ein Stufenmodell der Intentionalität vor, das interdisziplinär ausgerichtet ist und neuere Überlegungen und Ergebnisse der Kognitionspsychologie wie der Neurobiologie berücksichtigt (vgl. S. 67ff.). Vielversprechende Lösungsansätze finden sich nach Schlicht in der Entwicklungspsychologie, der Embodied Cognition und der Neurophysiologie (vgl. S. 67f.). Der Grundgedanke bei Schlicht ist, dass Intentionalität auf verschiedenen Stufen unterschiedlich beschrieben werden muss; damit erfolgt auch eine größere Differenziertheit des Begriffs. Schlicht kritisiert den in der Vergangenheit auf propositionale Einstellungen verengten Begriff der Intentionalität, der den Blick auf die Genese von Intentionalität verstellt hätte. Alternativ dazu skizziert Schlicht einen erweiterten Intentionalitäts-Begriff:

„Wird Intentionalität als Merkmal zielgerichteter Verhaltensweisen interpretiert, dann stellt sich die Intentionalität propositionaler Einstellungen als Spezialfall dar, dem andere Formen mit je eigenen Charakteristika in einer hierarchischen Stufung systematisch und ontogenetisch vorausgehen.“ (S. 85)

Schlichts Überlegungen erinnern an das Konzept eines intentionalen Spektrums, wie es z.B. Marcia Cavell², Ronald de Sousa u.a. vorgestellt haben. Danach wird Intentionalität auf verschiedenen Stufen unterschiedlich repräsentiert und befindet sich in einer fortlaufenden Ent-

² Vgl. M. Cavell, *Freud und die analytische Philosophie des Geistes. Überlegungen zu einer psychoanalytischen Semantik*, Stuttgart 1997, 81.

wicklung. Bei Schlicht erfährt diese Konzept eine spezifische Ausrichtung, indem er u.a. die kulturpsychologischen Überlegungen von Michael Tomasello aufgreift. Schlichts Aufsatz zeigt beispielhaft, wie philosophische Fragen konstruktiv in die interdisziplinäre Forschung eingebracht werden können, und wie umgekehrt philosophische Forschung von den Ergebnissen der Nachbarwissenschaften profitieren kann. So unterschiedlich wie die Themen der einzelnen Beiträge sind, so unterschiedlich ist auch der Sprachduktus, in dem sie gehalten sind: Neben strenger, präzise formulierter Argumentation finden sich Streitschriften, appellierende und unterhaltsame Texte. Philosophie (des Geistes) kann Spaß machen – auch das könnte zu ihrer Zukunft gehören.

Esther Grundmann (Tübingen)